Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3, L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlener Straße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzer Straße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 8393.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 522. **Montag** den 13. Oktober 1902. **96. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 13. Oktober.

Aus den Verhandlungen des nationalliberalen Delegiertentages, der nach seiner Beendigung eine Besprechung allgemeiner Natur erheischt, darf und soll heute bereits ein uns sehr wichtig dünkender Punkt herausgehoben werden. In seinem Korreferat zu Herrn Bassermanns Darlegung über die allgemeine Stellung der Partei bemerkte der Geh. Justizrat Dr. Kahl über die **Polenpolitik der Regierung**: „Wir wären schon weiter, wenn unsere Ostmarkenpolitik wie früher eine beharrliche wäre. Hoffentlich wird sie es nach den Versprechungen des Reichskanzlers wieder werden." Jene Feststellung und diese Erwartung, nackt und klar auf einem nationalliberalen Parteitag ausgesprochen, sind hochwillkommen zu heißen. Sie besagen, daß der Weg der Beharrlichkeit heute, viele Monate nach der Abgabe der Zusicherung des Reichskanzlers, noch nicht betreten sei. Und daß dem in der Tat so ist, bezeugen zahlreiche Fälle aus neuerer und neuester Zeit, jedoch keiner eindringlicher, als eine viel zu wenig beachtete Regierungsmaßregel jüngeren Datums. Der preußische Kultusminister hat „an eine Regierung des Ostens" eine Verfügung ergehen lassen, die absolut kaum anders aufgefaßt werden kann, als eine Rechtfertigung der von einem polnischen Kaplan und teils direkt, teils durch ihre Eltern aufgehetzten Kinder von Wreschen, die sich weigerten, in der Schule deutsch zu reden, und dafür bestraft wurden. Eine allgemeine Wendung, die besagt, es sei vor körperlichen Züchtigungen zu prüfen, „ob eine natürliche Scheu der Kinder vor körperlicher Strafe sich geltend macht", ändert an diesem Urteile nichts und ist höchstens als ein pädagogisches Kuriosum anzusehen. Der Schreiber dieses war in seinen ersten Schuljahren reichlich ungezogen und stellenweise auch gründlich faul, eine Scheu vor Prügeln hat er aber mit seinen durch die gleichen Vorzüge ausgezeichneten Mitschülern doch empfunden, und daß sie eine „natürliche" gewesen, konnte nicht bezweifelt werden, denn der Lehrer konnte tüchtig zu. Von dem Nachfolger eines Bosse, der, wenn auch nur durch indirektes Verschulden, von einem „philosophischen" Prügelerlaß so viel Unannehmlichkeiten gehabt hat, hätte man eine derartige „allgemeine" Anordnung nicht erwarten sollen. Sie ist aber auch wohl nur eingefügt, um die besondere Vorschrift, auf die es ankommt, ein wenig zu bemänteln, und diese Vorschrift besagt: „Ihr Lehrer müßt es ruhig hinnehmen, wenn polnische Kinder, von denen ihr wißt, daß sie deutsch verstehen, plötzlich erklären: Wir können nicht deutsch." Selbst ein Blatt wie die „Voss. Ztg." sagt von der Verfügung des Herrn Dr. Studt: „Wir fürchten sehr, daß der Minister die Lehrer des Ostens den polnischen Machenschaften wehrlos preisgibt."

Herr Dr. v. Freye-Weltzien hat an die „Kreuzztg.", resp. deren Chefredakteur, die folgende Zuschrift gerichtet:

Hochverehrter Freund und Kollege!

Seit meiner schweren Erkrankung am 15. Mai 1901 und dem ernsten Rückfall im November v. J., wo initiierte Federn, welche Sie in der „Kreuz-Zeitung" wiederholt so treffend bezeichneten, daß ich kein Wort hinzuzufügen habe, mir nicht einmal auf dem Krankenlager Zeit ließen, das ärztliche Gutachten abzuwarten, welches mir den Rücktritt von jeder öffentlichen Tätigkeit zur absoluten Pflicht machte, bin ich leider so wenig hergestellt, trotz rührender Pflege und größter Schonung, daß ich nicht daran denken kann, meinen Platz im Reichstag einzunehmen. Nur die Ueberzeugung, daß mein Wahlkreis bei einer Nachwahl gefährdet ist, der Sozialdemokratie anheimzufallen, und dringende Bitten, bis zum Schluß dieser Wahlperiode auszuharren, halten mich ab, mein Mandat niederzulegen — die „Deutsche T.-Ztg." kann mich also ruhig zu den Toten werfen, ich werde ihre Kreise nicht stören —; wohl aber hielt ich es nach meinen bald 25jährigen zollpolitischen Arbeiten, als einer der ältesten Agrarier, für Pflicht, ein Wort aufrichtiger Warnung zu sagen im Kreise meiner Freunde der ökonomischen Sozietät in Leipzig. Ohne mein Zutun ist diese Ansicht über die schwebenden Zolltarifsätzen zum Gegenstande der Besprechung geworden, zum Teil beifälliger Art, aber natürlich von gewissen Presseorganen auch in der Weise, die ich herzlich — gering schätze. Ich bin derselbe Agrarier, als welcher ich im Jahre 1878 in die konservative Fraktion eintrat. Wie aber schon damals trotz Fürst Bismarcks zollpolitischer Wandlung nicht alle unsere, gewiß berechtigten Wünsche erfüllt wurden und werden konnten — die Nachwehen der Aera Delbrück-Camphausen waren auch unter unsern Gesinnungsgenossen noch zu Rank vertreten —, so fürchte ich werden auch jetzt nicht alle an sich durchaus richtigen agrarischen Forderungen durchführbar sein, weil die Aera Caprivi zu viel Fundamente erschüttert hat, auf denen ein einwandtfreier Schutzzolltarif sich errichten ließe. Daß gerade ich zufällig seinerzeit diese Befürchtung unmittelbar nach dem Angriff des Grafen Capriv auf unsere damalige Haltung im Auftrag der Fraktion im Reichstag auszusprechen hatte, erwähne ich nur, weil man jetzt mir gouvernementale Gesinnung vorwirft, von der ich mich völlig frei weiß, da ich noch genau so denke, wie ich damals ausgeführt habe. Scheitert der jetzt vorliegende Zolltarif, so sehe ich sehr pessimistisch in die wirtschaftliche Zukunft Deutschlands, welche nur durch ehrliche Bundesgenossenschaft der Landwirtschaft und Industrie eine gesicherte ist. Wenn ich nicht irre, hat sich der Vorsitzende der Kommission, unser verehrter Herr Kollege Rettich, in ähnlichem Sinne geäußert. Der Ertrinkende greift nach der schwankenden Planke, zumal wenn das rettende Boot in so unsicherer Ferne erscheint, wie eine feste Mehrheit des Reichstags für einen uns ganz befriedigenden Zolltarif. Nur treues Festhalten der unverbrüchlichen Grundsätze des Konservatismus hat mir meine Worte am 4. Oktober in den Mund gelegt, ich nahm zugleich Abschied von Freunden, mit denen ich fast ein Menschenalter für unsere „ehrliche Arbeit mit reinen Händen", wie Graf Schulenburg-Bertendorff die Gesinnung der Steuer- und Wirtschaftsreformer bezeichnete, gekämpft habe. Gern will ich mich geirrt haben, wenn ein besseres Resultat als die Regierungsvorlage zu erreichen ist, das Recht, an der Lauterkeit meiner Absicht zu zweifeln, nehme ich nach meiner offen daliegenden, langjährigen parlamentarischen Tätigkeit aber niemand ein, auch nicht den Matadoren der Maßlosigkeit, wo dieselben auch sitzen mögen.

Indem ich Ihnen, verehrter Freund, ganz überlasse, von diesen Zeilen den Ihnen angemessen erscheinenden Gebrauch zu machen, bin ich in aller Verehrung stets

Ihr ergebener
Dr. v. Freye-Weltzien.

Wiesbaden, den 10. Oktober 1902.

Die „Kreuzzeitung" fügt dieser Zuschrift folgende Bemerkungen hinzu:

„Wir haben diesen Brief des Abg. Dr. v. Freye seinem Wunsche gemäß gern zum Abdruck gebracht. Daß wir seinen Ausführungen nicht zustimmen können, wissen unsere Leser. In eine Polemik gegen einen uns so nahestehenden Parteigenossen einzutreten, kann uns natürlich nicht einfallen. Eines müssen wir aber hervorheben: die Meinung des Abg. Dr. v. Freye, daß „nur durch ehrliche Bundesgenossenschaft der Landwirtschaft und Industrie die Zukunft Deutschlands eine gesicherte sei", teilen auch wir. Wir haben diese Anschauung stets vertreten. Der letzte Beschluß, in dem die konservative Fraktion zu den Arbeiten der ersten Kommissionslesung sich aussprach, hielte ebenso den Satz: „Die konservative Partei steht nach wie vor fest auf dem Boden des ausreichenden Schutzes der gesamten nationalen Arbeit." Der gesperrte Druck der beiden Worte „ausreichenden" und „gesamten" hatte seine gute Bedeutung. Der Abgeordnete Dr. v. Freye läßt unserer Ansicht nach aber außer acht, daß die Industrie die ihr „ehrlich" von der Landwirtschaft dargebotene „Bundesgenossenschaft" nicht angenommen hat und noch immer daran festhält: „Ihr müßt uns (denen es gut geht) alles zugestehen, was wir wünschen; wir bekämpfen eure Wünsche (obwohl es euch schlecht geht)." Das ist eben keine „ehrliche Bundesgenossenschaft" mehr, sondern die Landwirtschaft soll einfach die Geschäfte der Industrie besorgen und dabei noch alles Odium und die Last des Wahlkampfes auf sich nehmen. Das lehnen wir kühl ab und bekämpfen daher jede Erhöhung industrieller Zölle. Scheitert schließlich die Zollarifvorlage, so regt uns das weder besonders auf, noch sehen wir so pessimistisch wie der Abg. Dr. v. Freye in die Zukunft."

Das klingt sehr stolz und zuversichtlich, soll aber jedenfalls nur die Verlegenheit verdecken, in die die „Kreuzztg." sich durch die Darlegungen „eines der ältesten Agrarier" versetzt fühlt, dessen Stimme im landwirtschaftlichen Kreisen jedenfalls mehr Gewicht hat, als die der von ihm herzlich gering geschätzten „Matadore der Maßlosigkeit" an der Spitze des Bundes der Landwirte. Der Verzicht auf den Versuch, in eine Polemik gegen den Verfasser der Zuschrift einzutreten, beweist am besten, wie wenig Erfolge die „Kreuzzeitung" sich von einem solchen Versuche verspricht. Uebrigens ist dieses Blatt nicht die konservative Partei, nicht einmal die konservative Reichstagsfraktion, und in dieser fehlt es gewiß nicht an Männern, die sich nicht einreden lassen werden, sie, die so viel für die Landwirtschaft verlangen, dürften, ohne Gefahr zu laufen, der Industrie jedes Zugeständnis verweigern. Die Stimmen solcher Männer sind ja bereits laut geworden und sie werden sich mehren, je mehr die Mahnungen und Warnungen des Herrn Dr. v. Freye in das Volk dringen. Davon wird sich die „Kreuzztg." bald genug überzeugen können; vielleicht findet sie dann, daß auch sie anders kann.

Seit der irischen Home-Rule-Frage hat kein innerpolitisches Problem in **England** die Gemüter so lebhaft in Bewegung versetzt wie die vor einigen Monaten eingebrachte **Schulvorlage**, die zu außergewöhnlicher Bewegung emporgewachsen ist, nachdem in den Reihen der herrschenden Partei selbst eine ziemlich heftige Opposition sich geltend gemacht hat. Der Streit dreht sich um eine Neuregelung der sehr verwickelten Schulverhältnisse Englands, wobei namentlich folgender Tatbestand zu berücksichtigen ist: Bisher hat es in England auf der einen Seite öffentliche Schulen gegeben, in denen der Religionsunterricht nicht nach streng konfessionellen Grundsätzen erteilt wurde; dieser Unterricht wurde vielmehr so eingerichtet, daß alle der anglikanischen und der katholischen Kirche nicht angehörigen, d. h. die sogenannten nonkonformistischen Kinder, daran teilnehmen konnten. Auf der andern Seite stehen die streng konfessionellen Kirchenschulen katholischer oder anglikanischer Richtung. Die letztgenannten sind von der öffentlichen Kontrole befreit, erhalten aber auch keinerlei Geldunterstützung, während die ersteren unter Aufsicht stehen und aus dem Steuergeldern unterstützt werden. Nach der neuen Vorlage sollen nun auch die anglikanischen und katholischen Schulen als öffentliche Anstalten anerkannt und der Unterstützung durch öffentliche Mittel teilhaftig werden, soweit es sich um den Unterricht nichtreligiöser Gegenstände handelt; der Religionsunterricht soll gleichzeitig seinen obligatorischen Charakter verlieren. Gegen diese Neuerung hat sich nun ein starker Widerstand unter Leitung des baptistischen Predigers Clifford erhoben und, wie schon erwähnt, insbesondere auch einen Teil der der Regierung sonst anhängenden politischen Kreise ergriffen. Daß die Regierung die Bewegung nicht leicht nimmt, ging aus der vorgestern gemeldeten Ansprache Chamberlains hervor, der seinen Birminghamer Wählern den Sturz des Kabinetts mit all den bedenklichen Folgewirkungen, die er davon erwartet, in Aussicht stellte. Chamberlain mahnte, man möge schlimmsten Falls über komplizierte Punkte geteilter Meinung sein, aber doch ja nichts tun, um die Intrigen jener Leute zu fördern, die Irland den Home-Rulern ausliefern, die südafrikanischen Probleme der Einsichtskraft und dem Patriotismus der Pro-Boeren überlassen und die Reichsinteressen den Klein-Engländern preisgeben und die inneren Reformen den Steckenpferdreitern des radikalen linken Flügels überantworten würden. Gestern hat der Ministerrat sich mit der Angelegenheit befaßt.

Zur **Kohlennot in den Vereinigten Staaten** wird der „Köln. Ztg." unterm 10. Oktober aus New York geschrieben: Die Lage ist sehr ernst. Die Versuche der republikanischen Politiker, die Grubenbesitzer durch den Hinweis auf die sichere Niederlage der Partei bei den bevorstehenden Staats- und Kongreßwahlen würde zu machen, sind vollständig fehlgeschlagen. Es herrscht Bestürzung unter den Politikern. Alle möglichen Gerüchte über eine Beilegung des Ausstandes einerseits und die drohende Beschlagnahme der Kohlengruben durch den Staat Pennsylvanien anderseits gehen in der gelben Presse um, doch ist das nur eine Tatsache, daß der Kohlentrust unbeugsam ist. Man hofft auf einen neuen Schachzug Roosevelts. Die öffentliche Meinung wendet sich immer heftiger gegen den Kohlentrust, was sich auch durch die Beschlüsse der gestrigen, von neun Staaten beschickten Konferenz in Detroit ausdrückt: Beschlagnahme der Gruben, Sondertagung des Kongresses und sofortige Durchführung des Bundeseisenbahngesetzes. Dagegen werden Stimmen laut, die eine vollständige Außerachtlassung des Ausstandes verlangen, weil sonst eine Revolution unvermeidbar sei. So sagte in einer Versammlung in New York der frühere Finanzsekretär Gage, die Lage sei gefährlicher als jemals in der Geschichte Amerikas. Wenn die Ordnung jetzt nicht aufrecht erhalten werde, sei die amerikanische Freiheit verloren. Ein namhafter Kanzelredner, Hillis, sagte, wenn nicht Bajonette genug vorhanden seien zum Schutze der

---

Feuilleton.

Compañia Cazador.

11] Roman von Woldemar Urban.

Nachdruck verboten.

Neuntes Kapitel.

Der alte Boggenhuber war eine stadtbekannte Persönlichkeit und wegen seiner rücksichtslosen, scharfen und bissigen Bemerkungen gefürchtet und berüchtigt. Er hatte ein langes, arbeits- und sorgenreiches Leben hinter sich, in dem er sich einen gewissen Scharfblick für die Erscheinungsformen und die Beziehungen der Menschen untereinander angeeignet, so daß er aus halben Worten, aus zufälligen Beobachtungen von Nebensächlichkeiten und Kleinigkeiten leicht den Zusammenhang der Dinge erriet und dann mit verblüffender Ungeniertheit seine Glossen darüber machte. Dazu kam, daß er sich seit einigen Jahren vom Geschäft zurückgezogen — er war Zimmermeister und Holzhändler, letzteres gelegentlich auch jetzt noch — und nun viele Langeweile hatte, die er sich dadurch zu vertreiben suchte, daß er andere Leute in seiner Weise ankrakehlte. Daß er sich dabei mit ganz besonderem Behagen über den Rechtsanwalt Habicht I hermachte, war seinen sämtlichen Bekannten längst eine ausgemachte Sache.

„Nun, Herr Doktor?" rief er eines Morgens den jungen Arzt, Doktor Herwarth, als dieser eben aus der Wohnung des Rechtsanwalts Habicht I herauskam, „wie ist's? Will's denn noch nicht vorwärts gehen? Darf man noch nicht gratulieren?"

Der junge Arzt wurde rot und verlegen. Er schien diese Worte für eine Anspielung auf eine heikle Angelegenheit zu nehmen, die eine Erörterung ohne weiteres auf der Straße nicht vertrug.

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Herr Boggenhuber", erwiderte er ausweichend.

Der alte Herr lachte sarkastisch und fuhr sodann blinzelnd fort:

„Na, nun tun Sie 'mal nicht so. Man soll's wohl nicht merken, was Ihre Besuche in dem Hause des alten Habicht zu bedeuten haben."

„Fräulein Hedwig ist etwas unpäßlich", erklärte Doktor Herwarth naiv.

„Ja, ja doch, und Fräulein Luise wollen Sie kurieren. Das sieht ein Blinder."

„Herr Boggenhuber —"

„Ach, lassen Sie doch das. Mein Gott, Sie haben ja so recht. Ist ja eine ganz gute Partie, sieht wenigstens so aus. Aber ich glaube nur, Sie kommen da in ein reserviertes Jagdgebiet."

„Wie meinen Sie das?"

„Fräulein Luise ist nicht mehr frei."

„Davon wußte ich in der Tat nichts. Und warum heiratet sie nicht? Sie ist doch nicht mehr zu jung."

„An ihr liegt's wohl auch nicht."

„Sondern?"

„Der Alte will nichts 'rausrücken. Da liegt der Hase im Pfeffer. Das ist nun heutzutage einmal so. Und nichts wird nichts. Eine Haushaltung kostet Geld, und besonders, wenn der Betreffende dem Offiziersstande angehört, so reden da mancherlei Verhältnisse und Menschen mit."

„Ah, er ist also Offizier?"

Der alte Boggenhuber nickte.

„Er ist nicht hier. Er steht jetzt, so viel ich weiß, in Straßburg. Aber er war hier und hat auch schon um Luise angehalten. Ich sehe den alten Habicht leibhaftig vor mir, als ob ich dabei gewesen wäre, wie er glatt und geleckt zu dem hochgeborenen Herrn Freier sagt: Habe nichts dagegen. Wenn Sie meine Tochter lieben und meine Tochter liebt Sie, so heiraten sie sich meinetwegen. Meinen Segen haben Sie, sonst aber giebt's nichts. Verstanden? So lange ich lebe, nicht. Wer eine Frau heiraten will, muß sie auch ernähren."

Wieder nickte der alte Boggenhuber mehrere Male und sah dem jungen Arzt lächelnd ins Gesicht, als wollte er sagen: Jawohl, so ist es, mein Schatz, nimm dich also in acht.

„Und was ist nun?" fragte Doktor Herwarth interessiert.

„Was soll nun sein? Nichts ist. Sie schreiben sich, die alte Brigitte hat's meiner Frau erzählt. Sie muß die Briefe besorgen. Er sitzt in Straßburg und verwünscht sich und die Welt, und sie sitzt hier und weint und seufzt und seufzt und weint."

Dann nahm der alte Herr den jungen Arzt bei der Hand und sagte etwas leiser und vertraulicher:

„Ich sage Ihnen das, Herr Doktor, damit Sie wissen, wie es steht, und sich nicht unnötig erhitzen und Ihre Zeit verlieren. Sie haben ja recht. Das sieht alles ganz hübsch aus und ein mehrfacher Millionär als Schwiegervater ist eine nicht zu verachtende Vorsehung. Aber die Millionen sind noch sehr weit, wie die Sterne, und der alte Habicht ist ein alter Hallunke, der seine Millionen am liebsten einpökeln möchte, und noch lange nicht stirbt."

„Für mich kommt das absolut nicht in Frage, mein lieber Herr Boggenhuber", warf der Arzt leicht hin.

„Na, ja doch, das kennen wir ja. Jetzt, wo Sie wissen, wie die Sache liegt, vielleicht nicht mehr. Aber ich meine es gut, Herr Doktor. Es ist vergebene Mühe. Mit dem alten Habicht ist nichts zu machen. Und wenn ihm Fräulein Luise vor die Füße fällt und seine ganze Familie von ihm fortläuft, was kümmert's ihn? Der Kerl ist von Stein. Nun fängt er sogar an, mit seinem eigenen Sohne zu prozessieren. Wissen Sie schon?"

Der alte Boggenhuber lachte sich im wahrsten Sinne des Wortes einen Bruch. Er wurde ganz krumm dabei.

„Es ist das Schönste bei der Geschichte", fuhr er dann halb außer Atem fort, „ich lache mir ja ein Bein aus. Da sieht man doch, daß es noch eine Gerechtigkeit in der Welt giebt. Diese beiden Habichte, die mit der halben Stadt prozessiert und Hunderte und Tausende von Leidtragenden gemacht haben, im doppelten Sinne des Wortes, die mußten endlich selber aneinander geraten, zum Gaudium aller derer, die sie reingelegt haben. Einer von ihnen wenigstens muß nun auch einmal ein Leidtragender werden und merken, wie es tut, mit Leuten ihres Schlages zu tun zu haben. Einer von ihnen muß reinfallen. Vielleicht alle zwei."

Ein Wagen fuhr vor dem Hause vor und hielt an. Gleich darauf stieg Herr Habicht I aus.

„Habe die Ehre, Herr Rechtsanwalt, habe die Ehre", dienerte der alte Boggenhuber aufgeräumt und zog mit einem spöttischen Lächeln seinen alten Filz bis zur Erde. Auch der junge Arzt grüßte respektvoll und vornehm, wie es sich für einen armen Teufel gehörte. Aber der alte Boggenhuber schien sich dem Rechtsanwalt in christlicher Nächstenliebe nähern zu wollen, vielleicht um sich teilnahmsvoll nach dem Befinden seines Sohnes zu erkundigen. Herr Habicht I schritt rasch und flüchtig grüßend an ihnen vorüber und trat in seinen Garten ein. Er kannte die verdächtige Höflichkeit des alten Boggenhuber schon und wich ihr aus.

Vor noch nicht langer Zeit hätte Rechtsanwalt Habicht für solche kleine Manöver eines seiner Leidtragenden nur eine lächelnde Verachtung gehabt. Was konnten ihm denn diese Leute alle miteinander tun? Solche kleine Witzchen berührten ihn nicht, und wenn sie gröber und zudringlicher wurden, so machte er ihnen den Prozeß und ließ sie bestrafen. Jetzt aber war er äußerst empfindlich und bis zur Nervosität reizbar. Wenn ihn nur jemand von der Seite ansah, auch ohne dabei etwas Unrechtes zu denken, so glaubte Herr Habicht schon, daß er von den Zerwürfnissen in seiner Familie wußte und seine Glossen im stillen darüber mache. Wenn ihn jemand nach seinem Sohne fragte, in der unschuldigsten Weise, so wurde er so erregt, daß er keine normale Antwort zu geben vermochte und sich lieber abwandte, um einer Antwort überhoben zu sein.

Sein Sohn! Schon wenn er an ihn dachte, ergriff ihn Zorn und Aerger; wenn er seinen leeren Platz bei Tisch sah oder er ertappte seine Frau, wie sie heimlich weinte — natürlich um ihn — geriet er in Wut. Eine unglaubliche und ihm bis dahin ganz unbekannte Stimmung beherrschte ihn, eine schmerzliche Trauer, eine Wehmut, in der er alles um sich herum hätte zerschlagen mögen. Sein Sohn war immer, so lange dieser auf der Welt war, sein zweites Ich gewesen. Sowie er laufen konnte, schleppte er ihn mit sich herum, zeigte ihn überall, lernte ihn an, beriet ihn, ermahnte ihn, lenkte und leitete ihn. Er war sein Stolz und seine Freude, seine Hoffnung — sein alles. Mit der ganzen Klugheit des Mannes, der das Leben in allen Höhen und Tiefen kennt, führte er seinen Sohn und erzog ihn nach seinem Willen, zu seinem Bilde. Er liebte ihn, und seine Frau, seine Töchter, seine Verwandten — alles hätte zu Grunde gehen können, wenn nur seinem Sohne nichts Uebles geschah.

Und nun lief dieser Mensch, ohne auch nur Adieu zu sagen, davon und ließ ihn im Alter allein stehen. Sein eigenes Ich trennte sich von ihm, der Gegenstand seiner Gedanken all' die langen Jahre her, der Inhalt seines Lebens, das, was allein noch sein Inneres belebte und erfüllte, ging seiner Wege wie ein junger Hund, der selbst laufen gelernt, nachdem er sich an der Mutter groß gesaugt. Das also war das Resultat seiner Erziehung?

Im Anfang hatte er nicht geglaubt, daß das möglich sei. Als ihm Herr von Thessen eines Tages besorgt gefragt, was das alles zu bedeuten habe, hatte er geantwortet: „Nichts! Er hat den Rappel. Ich will ihn schon wieder zu Verstande bringen. Er soll schon wieder weich werden."

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.